



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die moderne Novellistik und die jedermann bekannte Wahrheit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von den letzten Ausläufern der antiken Kunst bis auf die Gegenwart, als Muster vorgehalten werden: den ältern als Vorbilder einer geschmackvollen, vornehmen Darstellung, die selbst etwas von der Harmonie eines Kunstwerkes an sich hat, den jüngern als Fundgrube wertvoller Anregungen zu eigener Forschung. Steht doch der Aufsatz über den altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich, welcher zwanzig Jahre lang als einzige zusammenfassende Behandlung des Stoffes allorten zitiert worden ist, immer noch vereinzelt da. Immer noch ist Springers Mahnung berechtigt: „Daß wir noch keine wissenschaftlich verfaßte Geschichte des deutschen Holzschnitts besitzen, muß als eine der größten Lücken, vielleicht als die größte in der Geschichte unsrer nationalen Kunst beklagt werden.“ Auch über einige andre, aus der ersten Auflage übernommene Aufsätze, wie z. B. „Klosterleben und Klosterkunst im Mittelalter“ und „Die Kunst während der französischen Revolution,“ ist die spätere Forschung nicht wesentlich hinausgekommen, während Springer wieder auf andern Gebieten, in welchen die Spezialforschung der letzten Jahre ein großes Stück Arbeit geliefert hat, über die Spezialisten hinaus neue Wege eröffnet hat. So entrollt er z. B. in der meisterhaften Studie über Dürers Entwicklungsgang ein Bild des Meisters, welches in mannichfachen, aber wohlbegründeten Zügen von demjenigen Thaufrings abweicht und namentlich den Vorzug größerer Einheitlichkeit besitzt. Besonders gelungen ist der Nachweis, daß das Streben nach einer wissenschaftlichen Grundlage seiner Kunst Dürer von Jugend auf bis an sein Ende begleitet hat und das Endziel seiner unablässigen Bemühungen gewesen ist.

Berlin.

Adolf Rosenberg.



Die moderne Novellistik und die jedermann bekannte Wahrheit.



Es mag richtig sein, daß die Wirkung der massenhaft verschlungenen Romane und Novellen auf unser nicht nur schnell und viel lebendes, sondern auch ebenso lesendes Geschlecht keine sehr tiefgehende ist; wäre sie das, so müßte in der That unsre Zukunft eine trost- und hoffnungslose genannt werden, denn gerade die Lektüre, welche in die Massen des Volkes eindringt, und zwar in einem stetig fließenden Strome von erschreckender Stärke, ist von so zweifelhaftem Gehalt, von solcher Öde und Armseligkeit, und trägt zum großen Teile die Kennzeichen förmlich fabrikmäßiger Herstellung oder doch ausgesprochenster Lohnarbeit so deutlich an sich, daß die Wirkung auf die Gemüter keine andre als eine erschöpfende und verschlechternde sein könnte. Diese Lektüre müßte, wie uns scheint, psychisch etwa diejenige Wirkung erzielen, die man physisch den „Kartoffel-

bauch" nennt — hat sie doch ein ganz ähnliches Übergewicht von nicht nährendem, sondern bloß füllendem, und zwar „wässrigem“ Stoffe. Die im engern Wortsinne aus ihr erwachsende sittliche Gefahr ist, wie zugestanden werden kann, nicht sehr groß; die ganze Anlage unsers Volkes widerstreitet zu argen Erzessen auf diesem Gebiete, und wer dergleichen sucht, der muß schon zur eigentlichen Pornographie oder zu Übersetzungen aus dem Französischen (Zola, Belot zc.) greifen. Auch ist es, wie wir schon eingangs sagten, mit der Stärke des Einflusses, der hier geübt wird, nicht allzuweit her, da es sich bei weitaus den meisten Leuten, die aus Lesezirkeln, Leihbibliotheken, Zeitungsfeuilletons zc. allwöchentlich ein Duzend Romane oder Romanabschnitte zu sich nehmen, in der That nur um ein ganz äußerliches Lesebedürfnis handelt, und sie ebenso weit davon entfernt sind, den Inhalt dieser Romane für ihr Denken und Fühlen maßgebend zu machen, wie unsre Durchschnittszeitungsleser die politischen Übersetzungen in sich aufzunehmen, welche den Redakteur und seine Hintermänner befeelen. Die Naivität unsers gesamten Lesepublikums ist Gottlob noch viel zu groß, als daß sich dasselbe der „Tendenz“ einer Zeitung oder eines Romans auch nur klar bewußt würde; es „glaubt“ noch an die Thatsächlichkeit alles dessen, was es liest, und die Tendenz vermag daher nur nebenher, dadurch, daß die Leser sich gewöhnen, das und jenes für selbstverständlich zu halten, in die Gemüter einzudringen. Gerade dies aber ist immerhin in sehr ansehnlichem Maße der Fall, so sehr auch die Sätze, an die das Publikum gewöhnt werden soll (denn daß hier von gewisser Seite bewußte Absicht obwaltet, wird man uns nicht ausreden), demselben lange Zeit überraschend und zweifelhaft erscheinen, ja mit dem innersten Wesen der Leute und den von Jugend auf gehegten und mit ihnen groß gewordenen Anschauungen im grellsten Widerspruche stehen mögen, und zum Teil sind dies Sätze, deren zunehmender, mehr und mehr in weiten Kreisen des Volkes für selbstverständlich gehaltener Geltung es wirklich Zeit wird entgegenzutreten. Ein kleiner Versuch hierzu soll im Nachstehenden gemacht werden. Man sage nicht, die Gefahr, die wir hier bekämpfen wollen, sei eine nur eingebildete; so wenig auch der in seinem politischen Denken selbständigste Mensch Tag für Tag eine Zeitung von scharf ausgeprägter Richtung lesen kann, ohne dadurch beeinflusst zu werden, so wenig und noch viel weniger können urteilslose, eigentlich nur ihr Gefühl und nicht eine eigne Denkkraft einsetzende Leute es vermeiden, durch eine wöchentlich so und so oft ihnen begegnende angebliche „Moral“ einer Erzählung oder durch unzähligemale wiederholtes Lesen gewisser angeblicher „Wahrheiten“ eine Veränderung und unter Umständen völlige Umkehr ihrer Anschauungsweise zu erleiden. Es ist wirklich der Mühe wert, diesen Punkt einmal ins Auge zu fassen und an einer Anzahl von praktischen Beispielen nachzuweisen, um wie Tiefgreifendes es sich hier handelt, und in einem wie unheilbaren Widerspruche viele der vermeintlichen Wahrheiten und Weisheitslehren aus dem geistigen Inhalte unsrer Alltags-

romane mit der handgreiflichen Wahrheit, mit den täglichen Erfahrungen und namentlich auch mit der wirklichen Denkweise des Volkes stehen.

„Es ist ganz gleichgiltig, von welchen Eltern jemand stammt, wenn er nur ein guter, braver Mensch ist. Insbesondere ist es nur thörichtes und verächtliches Vorurteil, auf adliche oder bürgerliche Geburt den geringsten Wert zu legen.“ Das Sprüchwort aber lautet: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ und wir glauben nicht, daß nach Maßgabe seiner persönlichen Erfahrungen irgend ein Mensch darüber im Zweifel sein kann, ob ersterer oder letzterer Satz die Wahrheit oder doch die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich habe. Selbstverständlich wird niemand behaupten wollen, man habe in jedem Menschen vor allem nur das Kind seiner Eltern zu erblicken, und in dubio z. B. den Sohn eines Mörders stets für mordverdächtig zu halten. Aber wenn eine Thatsache vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus unzweifelhaft ist, so ist es die Vererblichkeit, und zwar sowohl diejenige gewisser Fähigkeiten wie die der Antriebe und Neigungen, ganz besonders aber auch die der körperlichen Eigenschaften. Viele würden entrüstet auffahren, wenn wir sagen, daß hierauf ja alle Grundsätze der Viehzüchtung beruhen; aber es bleibt doch wahr, daß, wenn auch der Mensch mehr als ein Tier ist, es doch Gebiete giebt, auf denen die für das tierische Leben geltenden Gesetze auch für ihn gelten, und es hieße — wir wiederholen es — allen Erfahrungen und täglichen Beobachtungen ins Gesicht schlagen, wenn man bestritte, daß auch die Vererblichkeit zu diesen Gebieten gehört. Der Mensch kann gegen ihm angeborne schlimme Seiten seines Wesens ankämpfen, gewiß, gerade wie er die guten Seiten desselben zur Entwicklung bringen, stärken und pflegen kann, aber er kann sich im wesentlichen nicht anders machen, als er ist, und bei dem, wie er ist, spielt die Frage nach seinen Eltern eine große, große Rolle. Wäre es anders — wo blieben Stammes-, wo nationale Unterschiede, die doch so greifbar deutlich zu Tage treten? wo die notorische Ausbildung bestimmter Kräfte und Eigenschaften bei abgeschlossenen Berufs- und Bevölkerungskreisen, auch in bestimmten Familien, z. B. Künstlerfamilien? Und will jemand im Ernste bestreiten, daß die Gewöhnung an gewisse gesellschaftliche Formen umso leichter erworben wird, je mehr sie „im Blute liegt“? Damit kommen wir zu der Frage, ob wirklich das Streben nach Erhaltung „reinen Blutes“ in den adlichen Familien so ganz und gar gegenstandslos, thöricht, auf inhumamen Vorurteilen beruhend etc. sei. Weisen wir zunächst die Übertreibungen zurück, die sich hieran knüpfen. Jedermann weiß, daß eine zu weit getriebene Inzucht das Blut verderbt statt veredelt, und daß dies gerade auch aus den Erfahrungen gewisser Adels- und fürstlicher Familienkreise sehr deutlich nachzuweisen ist. Dafür wird kein vernünftiger Mensch eintreten; überhaupt wird stets anzuerkennen sein, daß die Zügel nicht zu straff gezogen werden müssen, sondern für gelegentliches Hinüber- und Herüberheiraten, aus gesellschaftlichen wie aus physiologischen Gründen, ein gewisser Spielraum

Grenzboten I. 1887.

gelassen werden muß. Thatsächlich geschieht dies aber auch — es ist einfach nicht wahr, daß z. B. in unsern aristokratischen Kreisen eine derartige Ausschließlichkeit herrsche, wie sie in einer umfangreichen Klasse von Romanen vor-
ausgesetzt wird, und man möchte im Gegenteil manchmal wünschen, unsre hoch-
adlichen Kreise besäßen einen ausgeprägteren Familienstolz, der sie z. B. von
den vielen, fast nie zum Glück ausschlagenden Künstlerinnenheiraten zurückhielte.
Ist es denn aber, um zur Sache selbst zu kommen, wirklich so ganz haltlos,
wenn unser Grundbesitz- und Offiziersadel die besondern Eigenschaften erhalten
will, die ihn für diese bestimmte Kategorie von Verhältnissen besonders befähigen,
und ist es nicht völlig unzweifelhaft, daß er hierfür am besten sorgt, wenn er
sich beim Heiraten auf seine oder doch denselben nahestehende Kreise beschränkt?
Auch dies braucht ja nicht schlechterdings maßgebend zu sein, und ist es nicht;
aber eine teilweise Berechtigung dieser Gesichtspunkte erkennen wir, obwohl für
unsre Person bürgerlich, vollständig an, und haben uns durch eine derartige
Gesinnung adlicher Kreise noch niemals gedemütigt gefühlt. Machen es denn
— Hand aufs Herz! — bürgerliche, kaufmännische, Beamten- u. Kreise anders?
und haben nicht auch sie im großen und ganzen die Erfahrung für sich? Nur
nicht zur Karrikatur überspannt, nur nicht so straff gezogen, daß für keine Aus-
nahmen Raum bleibt, dürfen diese Verhältnisse sein; an sich sind sie durchaus
berechtigt und innerhalb ihres Gebietes sogar entschieden nützlich.

Aber derartige Erwägungen giebt es für unsre Romanliteratur garnicht.
Was Eltern, was Familie, was Abstammung! Da ist z. B. ein edles, tugend-
sames, von den reinsten Empfindungen überströmendes Fräulein; welcher Mensch
von Gemüt und Vorurteilslosigkeit wird sich darum kümmern, daß sie die
Tochter eines berühmten Bucherers ist? und welcher Romanleser wird denn
etwa so einseitig sein, es doch für schrecklich unwahrscheinlich zu halten, daß
eine solche Wunderblume in der Höhle eines Halsabschneiders erwachsen sein
soll? Da ist ein trefflicher junger Mann, an dem weiter kein Feh! ist, als
daß sein Vater ein Lump, ein früherer Dieb und Betrüger und dann ganz
herabgekommener Mensch ist; wer wird denn an eine solche Kleinigkeit denken,
und welcher hochsinnige Vater einer schönen Tochter wird denn dem trefflichen
Jünglinge um einer Sache willen, für welche dieser doch nichts kann, die Hand
seiner Tochter verweigern? Wir möchten es aber wohl erleben, wenn der-
gleichen einmal dem Romanschreiber selbst zustieße, ob er sich da nicht bedenklich
am Kopfe kratzen und sich etwa sagen würde: „Man kann doch nicht wissen —
wenn der junge Mensch einmal die Gelegenheit dazu hat, so treibt er es am
Ende gerade so wie sein Vater!“ Ein überaus charakteristischer Fall dieser
Art dürfte allen unsern Lesern bekannt sein. Wie haben nicht gedankenlose
Leser und Leserrinnen sich erfreut an dem Marlittschen „Geheimnis der alten
Mamsell,“ und haben mit mitfühlendem, tief empörtem Herzen das Schicksal
der armen Waise in dem stolzen Bürgerhause verfolgt! Aber wie viele ehr-

bare Familien würden sich wohl in Wirklichkeit gefunden haben, die das Kind des umherziehenden Gauklerpaares bei sich hätten aufnehmen oder gar zum Gliede der eignen Familie machen mögen? und aus welchem vernünftigen Grunde sollte denn ein Mädchen ohne Vermögen und Familie zu etwas anderm als zur „Dienstbarkeit“ bestimmt sein? Und zu guterlezt sitzt der Verfasserin der Schelm im Nacken, ohne daß sie selbst es weiß; Felicitas ist allerdings edel, hochstrebend und bildungsfähig, aber — sie stammt ja eben aus vornehmer Familie!

Ein andrer, mit dem ersten verwandter Satz: „Der bergende und erziehende Schutz eines gesicherten Familienlebens ist eine unbedeutende, nicht selten für die freie Entwicklung eines Geistes mehr schädliche als nützliche Sache, und verdient immer nur im Lichte einer gewissen spöttischen Geringschätzung betrachtet zu werden.“ In den Schöpfungen unsrer Dichter, in den Bildern und Skizzen unsrer Maler, in staats- und volkswissenschaftlichen Darlegungen über die Quellen unsrer sittlichen Kraft ist immer unser Familienleben, auch da, wo es beschränkt und kleinlich dahinfließt, als der beste Schatz unsers ganzen Volkstums betrachtet worden. Das Besefutter aber, welches den Mitgliedern einer solchen Familie zubereitet wird, weiß nichts von diesem unaussprechlichen Reize und von dem garnicht hoch genug anzuschlagenden Einflusse auf Charakter- und Gemütsbildung, den das Familienheim auszuüben vermag und in der Mehrzahl von Fällen auch ausübt, wenn auch meist in einer nach dieser oder jener Seite hin beschränkten Weise; hier wird in den engen Gewöhnungen und Notwendigkeiten des geregelten Hausstandes nichts andres erblickt als eine Fessel, die den „Geist“ nicht zu erkennen vermag und ihm auf Schritt und Tritt die Flügel bindet, und die endlich das edle Gemüt gar zur Verzweiflung treibt. Gewiß ist es wahr, daß manche Zünglingsköpfe sich einrennen möchten an den Schranken, die das gute, warme, sichere elterliche Haus ihnen setzt. Aber wie unendlich überwiegend ist nicht die Zahl der Fälle, in denen böse Antriebe zurückgehalten, gute Keime entfaltet, verborgene Kräfte hervorgezogen und gepflegt worden sind durch eben dieses feste Heim! Wie unendlich viele Menschen würden verloren gegangen sein, hätte nicht das Wort der Mutter, das Beispiel des Vaters, hätte nicht diese ganze Summe sich täglich wiederholender guter Einflüsse auf ihn gewirkt, und wäre nicht manchmal noch nach vielen Jahren die Erinnerung an diese Tage in ihm lebendig geworden. Es ist das Beste in uns, was gepflegt und behütet wird durch die Genien einer wohlumfriedeten Häuslichkeit; wohl dem, der den Antrieben sein Leben lang folgen kann, die ihm aus einer solchen erwachsen, und wehe dem, der aus Jugendübermut, trotziger Unfügbarkeit oder kraftgenialischer Geringschätzung diesen Genien den Rücken kehrt, um seine eignen Bahnen zu gehen! Zu Ruhm und Größe mögen sie ihn in einzelnen Fällen führen, zu harmonischer Ausgestaltung seines Wesens aber werden sie ihn selten, und zum Glücke wohl nie geleiten!

„Vor der Liebe zwischen Mann und Weib müssen alle andern Ansprüche

und Erwägungen sich beugen, und es giebt außer ihr eigentlich keinen Gegenstand, den »dichterisch« zu behandeln der Mühe wert wäre. Der Liebe ist alles gestattet, und es ist unter allen Umständen thöricht, ihr nicht freien Lauf zu lassen.“ Nun, wenn der „Dichter“ im engern Wortsinne so spricht, so mag das hingehen. „Liebe sei vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen!“ Aber daß das tägliche Leben in solchem Maße, wie man nach dem Inhalte der meisten Romane vermuten sollte, von der Liebe beherrscht und durchdrungen werde, das ist doch wieder einfach nicht wahr. So selten es vorkommen dürfte, einen jungen Mann oder ein junges Mädchen zu finden, die nicht einmal von dem goldnen Fittich häufiger der Liebesschnsucht als des Liebesgefühls gestreift worden wären, ganz so selten dürfte es auch sein, ein Ehepaar aufzutreiben, in dessen Leben die Liebe als Leidenschaft eine maßgebende Rolle gespielt hat. Behüte uns Gott davor, leugnen zu wollen, daß jene als alles verschlingende Leidenschaft auftretende, zu jedem Opfer freudig bereite, alles um sich her als bedeutungslos im Vergleich zu der Geliebten betrachtende Liebe nicht vorkomme! Nur glauben wir mit Dante in der „Hochzeit des Mönchs,“ daß selten viel Glück dabei sei, und halten es daher durchaus für kein Unglück, daß sie ziemlich selten ist. Wir möchten geradezu behaupten, daß (möge auch der Rausch der Leidenschaft ein Glück darstellen, welches noch in der Erinnerung der Lichtpunkt des ganzen Daseins zu sein scheint) ruhiges, gebiegenes Glück so gut wie nie aus leidenschaftlicher Liebe emporsproßt. Die Romanschilderungen, in denen ein Mädchen einen höchst achtbaren und vortrefflichen Mann ausschlägt oder gar verrät, nur weil sie nicht ihn, sondern einen andern „liebt,“ sind uns, offen gestanden, immer lächerlich und abscheulich vorgekommen. Was wird das für ein Geschrei geben, wenn gewisse Leute das lesen! Die Liebe ist ja die Würze des Lebens, sie ist das, was uns den Himmel auf Erden bringt u. s. w.! Ja ja — aber wie viel Tausende von Existenzen werden nicht alljährlich der Einbildung, verliebt zu sein, geschlachtet, und treiben dann als welcke Blüten auf dem Strome des Lebens dahin, statt für sich und andre ein bescheidenes, aber solides Glück zu begründen!

Uebrigens wollen wir anerkennen, daß hinsichtlich dieses Satzes nur ein Teil unsrer Romanliteratur fortwährend über die Stränge schlägt. Ein andrer Teil wieder behandelt die Liebe sehr geringschätzig und bringt dadurch die geschilderten Verhältnisse, wenn dieselben infolge hiervon allerdings auch etwas trocken werden, doch jedenfalls viel mehr in Einklang mit der Wirklichkeit. Aber unsre Baustrumpfomane — was leisten die nicht auf dem Gebiete der Liebesschwärmerei! Gerade heraus sei es gesagt: es ist nicht wahr, daß jeder Jüngling und jedes Mädchen ihren Liebesroman haben müssen, und Gottlob, daß es nicht wahr ist!

Noch ein Satz: „Ernsthafte, religiöse Gläubigkeit giebt es unter gebildeten Leuten nicht. Unter dem »Volke« mag so etwas vorkommen, wenn aber ein gebildeter Mensch sich bibelgläubig und kirchlich-positiv anstellt, so ist er eben ein nichtswürdiger Heuchler, dem es hierbei nur um weltliche Vorteile zu thun ist. Von den Geistlichen gilt dies ganz besonders. »Fromme« und »christliche« Geistliche giebt es allerdings, aber die hängen alle der Humanitätsreligion an, die nur mild segnend über alles die Hände ausbreitet, und nur gegen ihre heuchlerischen, orthodoxen Amtsbrüder brechen sie zuweilen in heiligen Zorn aus. Aus den Kreisen der Orthodoxie aber ist Nächstenliebe, Wahrhaftigkeit, sittlicher Ernst und nicht minder alles Schöne, aller edlere Kunstsinne zc. ver-

bannt.“ Ist das nun Wirklichkeit, oder ist es nicht vielmehr der grüßlichste, einseitigste, ja man möchte sagen roheste Parteistandpunkt? Ziemt es sich, eine so weitverbreitete Richtung, welche unsern Kaiser selbst samt allen den Männern, die unser neues Reich begründet haben, welche eine solche Menge von Koryphäen der Kunst und Wissenschaft zu ihren Anhängern zählt, ohne weiteres der Heuchelei zu beschuldigen? Oder hat es auch nur eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Standpunkt, welcher vor Zeiten unser Volk gerettet und ihm die Wiedererhebung aus schwerstem Elend ermöglicht, welcher so unendlich vieles zur Vorbereitung unsrer großen literarischen und philosophischen Geistesperiode beigetragen hat, heute schon keine überzeugten Anhänger mehr haben soll? Wenn doch diese, so leicht mit den grüßlichsten Beschimpfungen andersdenkender um sich werfenden Leute einmal einen Blick in ein wirklich „frommes“ Haus werfen, wenn sie doch einmal sehen könnten, welche unfäglich schweren Schicksale dort gläubig und freudig ertragen, welche heldenmütigen Tugenden mit Gottes Hilfe ganze Menschenalter hindurch geübt werden! Es widerstrebt uns, bei diesem Punkte lange zu verweilen. Aber ein Wort möge uns noch über denselben gestattet sein. Eine Lieblingsfigur gewisser Romane (und auch Dramen) ist der freisinnige Geistliche, der die ganze Gemeinde auf seiner Seite hat und einen gewaltigen, natürlich unfäglich segensreichen Einfluß auf sie ausübt. Nun, wir kennen in der That mehrere Geistliche, die in ähnlicher Weise innerhalb ihrer Gemeinde stehen und der ärgsten Verwilderung durch ihre geistige und sittliche Kraft ein Ende gemacht haben, und es sind uns auch Fälle bekannt, wo solche Geistliche noch viele Jahre nach ihrem Tode als wahre Schutzengel der Gemeinde betrachtet und beweint wurden. Aber diese Geistlichen sind oder waren allesamt — orthodox, um uns des von den Gegnern mit solcher Vorliebe benutzten, bei der Freiheit auch des positivsten heutigen Christentums in Wahrheit garnicht mehr zutreffenden Wortes zu bedienen. Wir sagen nicht, daß nicht ein solcher Einfluß auch von einem liberalen Geistlichen geübt werden könnte. Aber — man zeige uns einen!

Stark ist die Versuchung, auch noch ein Wort über die mit dem Judentum und den so zahlreichen „edeln“ und „hochgebildeten“ Juden und Jüdinnen unsrer Romane getriebene Verherrlichung zu reden, insbesondre auch über die geflüffentlich überall eingestreuten Darstellungen, als ob diese zäheste aller Rassen im Begriffe stehe, sich in unser weiches, in nationaler Hinsicht so wenig widerstandsfähiges Deutschtum hinein zu verschmelzen. Aber es mag genug sein. Man überzeuge sich, in welchem Umfange und in welchem, wir wollen nicht sagen systematischen und bewußten, aber offenbar von einem einheitlichen Geiste erfüllten Weise diejenige Romanliteratur, welche sich an die Massen des Bürgertums und des Mittelstandes und den lesehütigen Teil der untern Volksklassen wendet, von den oben ange deuteten Säzen durchtränkt ist. Es ist wahr, daß seit einigen Jahren ein neuer Geist sich zu entfalten beginnt, daß neue, von dem Bisherigen ganz abweichende Erscheinungen in wachsender Zahl auftauchen und einen allmählich immer größer werdenden Raum einnehmen. Aber auf die Masse des Lesepublikums und gerade auch auf diejenigen Schriften, welche dahinein dringen, ist dies noch so gut wie einflußlos geblieben, ja es wird noch kaum bemerkt. Es ist also immerhin hoch an der Zeit, darauf aufmerksam zu machen, wie eifrig und nicht erfolglos hier an der Verfälschung unsers Volksgeistes gearbeitet wird, und wie nötig es ist, sich der hieraus entspringenden eigentümlichen Gefahren bewußt zu sein.